

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Heimelig-unheimliche Stunde

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

HEIMELIG-UNHEIMLICHE STUNDE

Es liegt ein heißer Sommernachmittag über dem Dorf. Des Sonntags wegen ist es still auf den Straßen, die sonst zu dieser Zeit hell knattern unter der freudigen Eile leerer Wagen, die sich vom Dorf entfernen, dumpf schüttern, wenn dieselben Wagen mit der gesegneten Last des Erntegutes langsam heimrollen, den Scheunen zu. In diesem Sommer des Jahres 1898 werde ich mein achttes Lebensjahr vollenden. Heute ist der 31. Juli.

Ich sitze an dem Bach, der neben meinem Elternhaus in einem rechten Winkel auf die höhergelegene Dorfstraße prallt, der, nachdem die gestauten und zurückgeworfenen Wasser eine herrliche Kuhle aufgewühlt haben, ein paar hundert Meter wie ratlos neben der Straße herläuft, bis er sich zu einem neuen, entschlossenen Vorstoß in die westliche Richtung gesammelt hat. Dies müßte nun wieder den Steindamm ratlos machen; aber der Brückenbauer hat sich an dieser Stelle seiner erbarmt. An den hilden Erntetagen ist es ein halb schauerliches Vergnügen, unter der Brücke auf der Sandbank zu sitzen, wenn die Wagen über die Bohlen donnern. Aber der Lärm und die Stille, jedes hat seine Zeit, und dieser Sonntag gehört der Stille.

Heute habe ich mir nicht fern der Brücke die Stelle gewählt, wo der Spiegel des Baches etwa zwei Meter tiefer liegt als die Straße. Eine wuchernde, niebeschnittene Hecke grenzt beider Gebiete gegeneinander ab. Aus dem unruhigen Gewirr des niederen Holzes steigen in königlicher Ruhe alte Ulmen auf. Dem eilfertigen Fremden, den der Zufall des Weges führt, ist der Bach hinter einer grünen Wand verborgen. Wer zum Dorf gehört, der weiß wohl: dahinter fließt die Au; aber das hochfahrende Wissen redet ihm ein, er brauche nun ferner nicht danach zu schauen. Die Leute betrügen sich in geschäftiger Eile und anmaßendem Wissensstolz um viel Schönheit.

Wer sich Muße läßt, die widerspenstigen Zweige der Hecke auseinanderzubiegen, der sieht eine Welt, die in allem das Jenseits der Straße ist. Da ist milde, grüne Dämmerung statt der

grellen, weißen Unerbittlichkeit der Sonne, da ist Kühle statt sengender Hitze, da ist statt des spärlichen, bestaubten Graswuchses am Rande der Straße die strotzende, tiefgrüne Fülle wuchernder Kräuter, die Wohltat des Wassers statt der Plage des Staubes. Mir aber kann es um der Einsamkeit willen nur recht sein, wenn die Vorübergehenden solcher Labe nicht achten.

Auch das jenseitige Ufer steigt steil an, und dort ist, wieder hinter einer Hecke, der schmale Damm, der auf das Gehöft unseres Nachbarn Jochen führt. Hier nimmt mein Bach ein hilfloses Brüderchen auf, um ihm jetzt die Wohltat zu erweisen, die er selbst später von der Eider erfährt, die Wohltat, dem „erwartenden Erzeuger“ zugeführt zu werden. Das zufließende Bächlein muß der Damm mit einer kleinen Holzbrücke überspringen, die Jochens Werk und Eigentum ist. Der Nachbar sitzt in der Umklammerung der beiden Bäche wie auf einer Wasserburg, und wenn unsere Zeiten weniger gesittet wären, hätte er wohl seine Brücke mit einer Vorrichtung zum Hochziehen ausstatten müssen. So aber träumt sie unbewegt ihrem vielleicht nicht mehr fernen Zusammenbruch entgegen. Schon sind ihre Ständer halb vermorscht; aber das Moos überdeckt die Mahnmale der Vergänglichkeit mit tiefgrünem Leben.

Am jenseitigen Bachufer, Jochens Damm säumend, stehen schöne Eschen. Das Aufwärts ihrer schlanken Stämme ist ungestümer noch als das der Ulmen. Schwindelnd hoch über der Mitte des Baches dringen die Kronen der beiden Baumreihen ineinander, schließen sich zu einem grünen Gewölbe.

In dieser heimeligen Stille und Einsamkeit erlebe ich träumerisch hindämmernd wieder einen der seltenen Augenblicke, in denen der Schlag des Herzens auszusetzen droht, weil ein großes Glück es bedrängt. Hier ist noch alles Gefühl; ich kann von meinen heimlichen Erlebnissen noch nicht berichten, weiß ihrer Herkunft und ihrem Hingehen noch nicht nachzuspüren. Was mich beglückt, ist eine unmittelbare, in eigenen Wesensgründen aufgebrochene, im gegenwärtigen Augenblick zeitlos beschlossene Gewißheit, die in der Sprache der Denkenden wohl heißen könnte: „Nun, jetzt, in diesem Augenblick wurde die Welt vollkommen.“ Dieser 31. Juli ist ein gesegneter Tag, weil er mich des immer erwarteten Glücks nach langem Harren wieder teilhaft

werden läßt. Schon habe ich erfahren, daß das rätselvolle Glück nur erblüht in Stille und Alleinsein. Gewiß ist der Sonntag diesen beiden immer wohlgesinnt; aber nicht zu jeder Zeit können sie es mir verschaffen. Ein Drittes muß hineintreten in den Kreis der günstigen Umstände; ein Unsagbares muß mit seinem stummen Zauber das Wunder der Verwandlung bewirken.

Der Lauf des Wassers allein ist ein kleines Wunder; denn ihm steht die Ferne offen. Muß nicht das Leben in Luhnstedt einem Tümpel verglichen werden, aus dem es kein Entrinnen gibt? Immer gehen dieselben Menschen in denselben alltäglichen Kleidern die Dorfstraße hinauf und herunter, immer rattern dieselben rotgestrichenen Bauernwagen über das Pflaster. Nie bringt ein goldener Wagen prunkvoll gekleidete Prinzen und Prinzessinnen, die unser Leben von Grund auf ändern. Im vorigen Herbst erlebte ich die geräuschvolle Herzlichkeit, mit welcher der Heimkehrer Hans Staben auf seinem ersten Gang durch das Dorf überall begrüßt wurde. Hans Staben hat zwei Jahre in Berlin bei der Garde gedient, durfte in prächtiger Uniform dem Kaiser täglich nahe sein, und doch schien er damals seines verblichenen blauen Arbeitskittels und der Rückkehr in den Luhnstedter Tümpel von Herzen froh zu sein.

Aber mein Bach weiß von keinem Verweilen. Immer ist er unterwegs, und wenn im Oktober der starke, anhaltende Regen einsetzt, zeigt sein Drang in die Ferne ein besonderes Ungestüm. Dann weitet er sich vor meinen Augen zum Strom, und meine selbstgebauten Schiffe wachsen ins Riesenhafte. Auf der Brücke des schönsten und größten steht herrscherlich ein entschlossener Mann, den ich sehr wohl kenne, und also sehe ich meiner eigenen Ausfahrt zu. In solchen Zeiten steht die Straßenbrücke mit den auseinanderlaufend vorgebauten Feldsteinmauern wie mit aufgesperstem Maul da. Trotzdem kann sie nur mit Mühe aufnehmen, was ihr zu schlucken zugemutet wird, und hier muß ich meiner Ausfahrt schon wieder ein Ende machen, weil sonst die eisernen Brückenträger meinen Schiffen die Masten knicken würden.

Heute fließen die Wasser hochsommerlich spärlich, und das tatendurstige Ungestüm ihres Dranges in die Ferne ist einer stilleren und mehr träumerischen Unbeirrbarkeit gewichen. Am jenseitigen Ufer drängt sich zusammen, was auch im Sommer noch

sehr ernst und eilig die Heimkehr ins Meer verwirklichen möchte. Dort liegen am Grunde die vielgestaltigen, buntfarbigen Steine, über denen der Bachlauf sich mit leisem Glucksen geschäftig kräuselt. An der Straßenseite aber ziehen in träumerischer Weile, in träumerischem Stillesein die Wasser hin, denen heute der Weg mehr gilt als das Ziel. An ihrem Grunde liegt der weiße Sand, den hier und da in ebenmäßigen und anmutigen Wellenlinien die abgelagerten Teile dunkleren Erdreichs durchziehen, der köstliche weiße Sand, der meine nackten Füße wie in einer Liebkosung umfängt. Stichlinge huschen aus den bewegteren Wassern herbei, um an diesem wunderbaren Ort zu verweilen, um nicht von der hastigen Strömung vorzeitig mitgerissen zu werden in die Ungewißheit der Ferne.

Denn ungewiß auch ist mir schon die Ferne des Raumes, ob sie gleich die großen Erfüllungen in sich beschließt. Und unheimlich ist die Ferne der Zeit, und zuweilen weiß ich schon, daß ich unterwegs bin, um den Tod zu erwandern. Die Zeit geht hin wie die Wasserlein dieses Baches. Vorhin ist mir Hans Stabens Heimkehr im Herbst in den Sinn gekommen, und jetzt stellen sich gerade an diesem Sommertag Erinnerungen an den Winter ein. Die eilenden Wasser da drüben duldeten damals die Fessel des Eises nicht, hielten sich frei. Die trägen, die träumerischen aber ließen sich willig eine Decke überspreiten, weil alles Träumende sich danach sehnt, zwischen sich und der Welt Schranken aufgerichtet zu sehen, damit es trotz einer gewalttätig vollzogenen Abschließung im Grunde doch niemandem untertan sei als dem eigenen Gesetz. Ich sehe den scharfen, gezackten Rand, mit dem das Eis an der Strömung endete, sehe unter diesem Rand unablässig Blasen hinziehen, deren Gestalt sich im Zusammendrängen und Auseinanderlaufen jeden Augenblick wandelt. Vom Ufer her neigte sich das Eis leise diesem Rande zu, und es war erregend, beim Gleiten dem kalten Wasser nur halb widerwillig nahe und näher zu kommen, bis die Bewegung unmittelbar vor dem Bereich wirklicher Gefahr doch noch aufhörte. So geht die Zeit hin, und nun ist Sommer. Es ist still, und ich bin allein, und eben wurde die Welt vollkommen.

Aber wie lange wird diese Vollkommenheit währen? Ist sie nicht schon wieder zerstört in dem Augenblick, da die Gedanken

an Vergangenes über das Bewußtsein hinhuschen wie Wolken-
schatten über ein sonnbeschienenes Feld? Das Vollkommene steht
still, weil es kein Ziel kennt. Aber nie steht der Bach still und
kaum je die Zeit, und jeder Augenblick ist in sich selbst nichts als
Brücke, die zum nächsten hinüberführt. Das Ungewisse lauert.
Alles Zukünftige ist wie dort drüben die dunkle Höhle unter
Jochens kleiner Brücke. Der Eingang ist fast ganz verwachsen
mit dem Bittersüß, dessen Blütenfarbe mir wohl gefallen kann,
der aber doch, wie ich mit einem Schauer erfahren habe, eine
Giftpflanze ist. Giftpflanzen schließen die Höhle, die mit un-
heimlichem Dunkel Brutstätte sein muß giftigem Gewürm. Bitter-
süße Träumereien überwuchern mir jedes Tor in die Zeit. Die
Angst! Die Angst!

Es gibt Menschen, die uns das Leben schön und heimelig machen
mit Märchen und Liedern, mit Geschichten aller Art. Sie heißen
Dichter, und es ist mir von jeher eingeboren gewiß, daß über dem
Dichter kein Mensch mehr ist, sondern nur noch Gott. Der Dichter
steht über dem Alten Fritz, über Blücher, über dem Kaiser,
steht auch über Bismarck trotz der ragenden Höhe seiner Gestalt.
Dichter sammeln um sich die Menschen, die guten Willens sind,
und vereint schaffen sie die lichte Welt, in der es keine Angst
gibt. Aber dann sind da die anderen, die Boshafte von Anbe-
ginn, die nach anderem nicht trachten als der Zerstörung der
schönen Welt. In ihren Reihen müssen doch wohl auch die So-
zialdemokraten stehen; denn von ihrem dunklen Treiben spre-
chen die Männer in der Werkstatt meines Vaters denn doch zu
anhaltend und mit zu ernstern und besorgten Gesichtern.

Im Juni dieses Jahres 1898 ist ein neuer Reichstag gewählt
worden. In vielen Wochen vor dem Ereignis hatte sich in mir
wegen des seltsamen Gebarens der Erwachsenen die Überzeugung
befestigt, Himmel und Erde bangten jetzt um ihren Bestand. Ich
glaubte bestimmt, daß am Morgen nach der Wahl des Sozial-
demokraten keine Sonne mehr aufgehen werde. In den Gesprä-
chen der Erwachsenen kam sehr oft auch der Name Bismarck im
Zusammenhang mit diesen Unholden vor. Und es war wohl zu
vernehmen, Bismarck allein wisse ihnen noch zu begegnen. Also
wurde er der Gewaltige, der mit seinem Kürassiersäbel die Welt
der Dichter und der guten Menschen schützt gegen die Bedrohung

durch Übelgesinnte. Dies alles ist jetzt schon wie ein Spuk ins Gewesene eingegangen.

An den Sonntagen vor der Wahl kamen aus der Stadt Fabrikarbeiter ins Dorf, um durch das Verteilen ihrer Zeitungen und Flugblätter anzustiften zur Vernichtung der schönen Welt. Man muß sich von ihnen des Ärgsten versehen; denn ich habe erlauscht, daß sie anderer Leute Hab und Gut rauben wollen und daß sie den Kaiser gern von seinem Thron vertreiben möchten. Wollte man sie ermahnen, nach biblischem Gebot der Obrigkeit untertan zu sein, so würden sie hohnlachen, weil erwiesen ist — und dies ist das Schauerlichste! — daß sie an Gott nicht glauben. Warum rührt sich der Amtsvorsteher nicht, der doch den harmlosen Fischfang Unbefugter, das sogenannte „wilde Fischen“, mit solcher Strenge verfolgt und sonst überall „vernehmen“ und „in Brüche nehmen“ will? Wo sind die Gendarmen aus Jevenstedt, Hohenwestedt und Nortorf, die sich am elften Tage eines jeden Monats in Luhnstedt treffen und die Abwehr des Bösen beraten? In glänzenden Uniformen kommen sie auf schönen Pferden angeritten, und ihr Anblick ist den Wohlgesinnten eine rechte Herzstärkung. Wo aber waren sie damals?

Die Sozialdemokraten kamen auf den im Dorf noch seltenen Fahrrädern, und war mir ihr freches, verbrecherisches Treiben ein großes Entsetzen, so waren die blitzenden Räder eine nicht minder starke Lockung. Immerhin blieb es geraten, den unheimlichen Männern aus dem Wege zu gehen; denn man durfte ihnen neben anderen Scheußlichkeiten auch wohl einen Kindermord zutrauen. Einmal aber stand ich an einer Wegbiegung unversehens dreien dieser Männer gegenüber, die ihre Räder neben sich herschoben. *Drei* Fahrräder an derselben Stelle, das war *ein* großes Wunder, und das Wunder mag in meinen Augen über das Entsetzen hinweggeleuchtet haben. Einer der Männer verstand das Verlangen der Kinderaugen; mit gutem Lachen lockte er mich, hob mich in den Sattel, ließ mich die blitzende Schelle rühren und schob mich eine gute Strecke die Dorfstraße hinab. Buchenzweige mit frühlingzartem Grün waren in die Winkel des Gestänges geklemmt.

Ganz benommen stand ich zuletzt allein am Rande der Straße. Der Briefträger, der täglich auf seinem Rade fahren konnte, so-

viel er nur immer mochte, hatte mir nie den brennenden Wunsch vom Auge gelesen. Er war ein mürrischer Mensch, und doch konnte er in den kurzen Gesprächen mit meinem Vater so voll Abscheu von Sozialdemokraten reden, als sei ihm an der Erhaltung der guten, der lachenden Welt sehr gelegen.

Ich war tief verwirrt und hatte ein dunkles Gefühl, die wirkliche Welt müsse noch viel krauser sein als die schon krause Welt, die ich aus den Reden der Erwachsenen erahnte. Die Sozialdemokraten konnten doch wohl nicht so einfach schlechte Menschen sein. Einer von ihnen hatte mir einen Festtag bereitet, und sie hatten doch auch ihre Freude am ersten Grün der Buchen.

Dann aber kam die Wahl, und die Großen beredeten erregt den Erfolg des Sozialdemokraten, sprachen davon in einem Tonfall, aus dem ich ein Entsetzen heraushörte, das in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Nun müsse die Stichwahl kommen, hieß es, ja, und wenn Bismarck...! Stichwahl! Ein fürchterliches Wort! Das Blut floß in Strömen, und die schöne Welt der Dichter und Gutgesinnten war nun doch so bedroht, daß Bismarck ihre Feinde mit seinem gewaltigen Kürassiersäbel niederstechen mußte.

Aber eines Tages war die Beklemmung vorbei. Ich durfte atmen, meinen Sinn befreien von allen quälenden Gedanken, weil nun doch der Freisinnige gewählt war, der Schützer der schönen Welt. — — —

Dies geschah vor mehr als einem Monat, und für einen achtjährigen Knaben ist das eine unendlich lange Zeit. Die Gefahr ist vorübergegangen wie jene andere, mit der mich im Winter die zehnjährige Tochter unseres Nachbarn Jochen ängstete. Sie flüsterte mir im Vertrauen ein, daß die Welt im Jahre 2000 bestimmt untergehen werde, und wußte mir klarzumachen, daß uns bis zum schauerlichen Untergang nur noch zwei Jahre gegeben waren. Nach einigen Wochen jedoch hatte sich mir das Dunkel über dem dekadischen Zahlensystem einigermaßen gelichtet, und ich erkannte nun, daß Lena den Weltuntergang um hundert Jahre vordatiert hatte. In der Zwischenzeit aber war ich mit meiner Angst allein, zum Schweigen verpflichtet durch ein dunkles Gefühl, nach welchem dem Worte die Zauberkraft verliehen ist, in die Wirklichkeit zu rufen, was bislang noch wesenlos an

ihrem Rande lauerte. Ich konnte also durch mein Wort den Weltuntergang mitverschulden. Indessen wuchsen meine Zweifel an Lenas Weissagungen immer mehr. Eines Tages brach ich das Schweigen, und mein älterer Bruder verstand es, mir die letzten Sorgen zu nehmen. Nun ist auch die sozialdemokratische Gefahr abgewendet, und die schöne Welt verspricht wieder Dauer. — — —

Träumend sitze ich an meinem Bach. Wieder einmal ist die Welt vollkommen geworden in dem Augenblick eines ganz gegenstandslosen, ganz überirdischen Glücksgefühls. Stille und Alleinsein haben ihm den Weg bereitet. Die Kinder müssen sich alle in einem entfernten Teil des Dorfes zum Spiel zusammengefunden haben. Die Erwachsenen liegen noch im Mittagsschlaf.

Eben war die Welt vollkommen. Sie ist zwar auch weiterhin noch schön; aber es muß doch etwas geschehen sein. Läuft da draußen ein Wolkenschatten über die Wiesen? Immer ist meine Seele zweigeteilt zwischen unendlichem Vertrauen und geheimer Angst, zweigeteilt wie die Wasser zwischen tatenfrohem Vorwärtsdrängen und träumerischem Verweilen. Immer wieder steigen andere Bedrohungen auf.

Plötzlich kommt über die Wiesen her aus der Ferne ganz deutlich der Ruf: „Bismarck ist tot!“ Und dann ist wieder alles still. Über dem Wasser ist das flirrende Spiel der Sonnenflecke still geworden. Ist nun die Sonne von Wolken ganz verhängt? Mir ist wie einem Reh, das in der Ferne einen Schuß gehört hat. Mit fliegenden Flanken und verängstigten Augen steht es im Dickicht, von dessen grünen Wänden es meint, sie seien mit einemmal durchsichtig geworden.

Es klang so unheimlich: „Bismarck ist tot!“ Die vertraute Stille ist jetzt geheimer Drohungen voll. Weh, weh, wieder ist sie zerstört, die schöne Welt. Das Ungewisse kriecht heran aus allen Höhlen, davor der giftige Bittersüß wuchert. „Tot! Tot!“ hallt es in mir nach. „Tot! Tot!“ flüstern meine Lippen, und das Wort füllt mir den Mund mit seinem bittersüßen Geschmack. Da kann kein Mensch gerufen haben; die geängstigte Welt schrie auf: „Bismarck ist tot!“

Ich springe auf, durchbreche das Gebüsch und eile ins Haus. Es treibt mich zu meiner Mutter. Dies ist der 31. Juli 1898. —

Sechzehn Jahre später, als ich für die Dauer der Ferien ins

Elternhaus heimgekehrt war, klang es an dem gleichen Sommertage über dieselben Wiesen her: „Mobilmachung!“ Es war, als kröche das Ungeheuerliche, das sich die lange Zeit her verborgen gehalten hatte, aus seiner Höhle hervor. Den Knaben, der nun nicht ganz ein Knabe mehr war, rief das Wort zu den Waffen.

Und wieder fünfundzwanzig Jahre später fuhr ich an einem Augustabend in Luhnstedt ein. Die holsteinische Landschaft hatte mich den Tag lang begleitet; aber vor meinem inneren Auge stand noch die Kette des Schwäbischen Jura, so, wie sie sich von den Höhen vor Eßlingen dem Betrachter darbietet. Ich war fast wider meinen Willen nach Luhnstedt geraten, und die Einsamkeit der Fahrt hatte mich die Gefahren der Zeit vergessen lassen.

Am Abend dieses Tages stand ich mit einigen Genossen meiner Jugend in ernstem Gespräch auf der alten Brücke. Wir stützten unsere Arme auf das Geländer und sahen über die Wiesen hin nach Westen. Es wurde Nacht, und Nebel lag über dem Lauf der Au. Endlich, eine Stunde vor Mitternacht, wurden auf der fernen Höhe die Scheinwerfer des angekündigten Postwagens sichtbar. Um Mitternacht war nach kurzem Schlaf in vielen Häusern schon wieder Licht. Die Männer rüsteten sich zum Aufbruch. Krieg!

In den Wiesen an der Luhnau muß die Decke des Geisterreiches besonders dünn sein. In Tagen der Entscheidung führen mich die Geister auf geheimnisvolle Art an diesen Ort. Hier, und nirgendwo anders, soll ich erfahren, daß das Geschick des Vaterlandes wieder an einer Wende steht.